

Kochelle von Elizabeth Maria Monago.

Ueber eine Stunde hatte er hier bei mir geessen. Wir hatten über die Verhältnisse in London gesprochen, und sie mit unseren heimathlichen Sitten und Gewohnheiten verglichen. Er hatte mir auch von seiner bevorstehenden Reise nach Washington erzählt, wohin er als Gesandter gehen sollte. Und ich hatte ihn zu dieser ungewöhnlich frühen Beförderung beglückwünscht; schien er doch kaum erst fünfzig Jahre zurückgelegt zu haben.

Und dann rückte die Unterhaltung. Er sah auf einem niedrigen Lehnsstuhl neben dem Kamin und lehnte seinen Kopf gegen den Marmorpfosten. Ein schwerer, gelblicher Nebel, wie man ihn nur in London kennt, hatte während des ganzen Tages gleich einem dichten Schleier über der Stadt gelagert. Es war erst drei Uhr, und doch war das Zimmer, in dem wir saßen, so dunkel, daß man kaum die Umrisse der schweren, altmodischen Möbel erkennen konnte.

Als er sich vornüber beugte, fiel der Schein des Kaminfeuers gerade auf seinen hohen, gewölbten Kopf, der nur zur Hälfte von dem blonden Haar bedeckt war. Seine blaugrauen Augen, die in die Gluthen starrten, erschienen mir so melancholisch, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte. Das Untergesicht war von einem kurzgeschneitten, blonden Bart bedeckt, der bis über die Lippen fiel. Aber ich ahnte, daß auch den Mund ein wehmüthiger Zug umspielte, der seine ganze Person durchdrang.

Ich hatte ihn oftmals in Gesellschaften getroffen, dort aber ist das Aufstehen des einzelnen nur eine Rolle, die ihm von der Macht der Verhältnisse aufgedrungen ist. Und der junge Diplomat war mir stets lächelnd, liebenswürdig und unangenehm erschienen — so, wie der gute Ton es erfordert.

Am vorübergehenden Tage hatten wir zusammen bei gemeinsamen englischen Freunden dinst, und bei dieser Gelegenheit hatte mein Tischherr einige Bemerkungen gemacht, die mir jetzt plötzlich wieder einfiehl. Ein Landsmann, der da drüben neben unserer Wirthin saß, hatte er gesagt, „ist ein ganz eigenthümlicher Mensch — ein wenig Schwärmer! Wohlwollende ältere Damen sollen den Versuch gemacht haben, ihn unter die Haube zu bringen. Aber er soll ganz unzugänglich für alle derartigen Angriffe sein. Er soll nämlich an einer fixen Idee leiden. Es ist die alte Geschichte von Pygmalion und Galathea: er ist in eine Statue verwandelt, und es soll wirklich wahr sein — daß er oft die ganzen Nächte aufsteht und die sonderbarsten Melodien singt oder auch auf den Knien neben seinem fahlen, unerlöthlichen Worte liegt.“

Diese Worte fielen mir ein, während er mir so schweigend gegenüber saß. Es lag eine gewisse Müdigkeit auf seinem Gesicht und in seiner Stimme. Er trug offenbar ein Geheimniß mit sich herum, und das erregte meine Neugier.

„Eine beschwerliche Reise, die Sie vor sich haben, von London nach Washington,“ begann ich, „aber ein Junges Geschlecht beschwert sich wohl nicht mit viel Gepäck.“

„Nein, ich führe nur äußerst wenig mit mir,“ erwiderte er, „nur einige Kunstgegenstände, ein paar Gemälde und eine Statue.“

„Eine Statue?“ fragte ich. „Was stellt denn die vor? Wer hat sie angefertigt?“

„Ein armenischer Bildhauer Namens Jerbo. Es ist das Portrait eines jungen Mädchens, das ich einstmals in Konstantinopel anstieß. Ich sah nur sehr wenig von dem türkischen Leben. Ich wohnte nämlich in dem europäischen Viertel Pera. Und hier ist der ganze äußere Charakter der Stadt wie auch die Lebensart genau so wie in jeder anderen europäischen Hauptstadt.“

Mein Versteher beschränkte sich auch auf die sehr zahlreiche Fremdenkolonie. Nur von Zeit zu Zeit wurden die Diplomaten vom Sultan oder von einem der höheren Beamten eingeladen. Aber diese Gesellschaften bestanden ausschließlich aus unserem eigenen Geschlecht.

Ich hatte keine Gelegenheit, türkische Frauen zu sehen. Sie zeigen sich nur verschleiert, und den vornehmen Damen begegnet man nicht einmal auf der Straße, sie lassen sich stets in vergoldeten Sänften tragen.

Meine einzige weibliche Bekannte war meine Wirthin, eine ledigjährige Frau, deren verstorbener Mann einmal bei Europäern in Dienst gewesen war. Aus diesem Grunde besah sie eine gewisse Beklemmung für uns, „denen im Allgemeinen die niederen Klassen mit Mißtrauen, und die höheren mit Verachtung begegnen.“

Einmal sagte sie mir auf, daß die alte Jora verweint ausah. Ich fragte sie, was ihr ungeschick sei, und sie erzählte mir, ihre Schwester sei so unglücklich. Sie sei mit einem geizigen,

rahen Mann verheirathet, der vier Frauen habe, die er alle schlecht behandle. Neulich sei ihre kleine Nichte so unglücklich gewesen, ein kostbares Glas zu zerbrechen — der Schwager handelte nämlich mit Glas und Steingut — und in seiner Wuth habe er sie dreier geschlagen, daß ihr ganzer Körper Spuren davon trug.

Joras Schilderung war so drastisch, daß das Gesicht des kleinen Mädchens lebendig vor mir stand. Mich ergriff das tiefste Mitleid mit dem armen kleinen Geschöpf.

„Die Polizei mischt sich niemals in das ein, was in dem Harem eines Mannes vor sich geht,“ erläuterte die Alte. „Die einzige Art und Weise, wie man den Frauen und Kindern helfen kann, ist, daß man sie ihrem Herrn abkauft. Aber Jora hat kein Geld, Jora kann nichts thun.“

Ihr Jammern rührte mich, und ich gab ihr die Summe, deren sie bedurfte, um ihre Nichte loszulassen.

Am folgenden Tage, als ich auf meinem Divan lag und eine Cigarette rauchte, trat die Wirthin mit dem kleinen mißhandelten Wesen in das Zimmer.

Sie hieß Asra und zählte dreizehn Jahre. Sie warf sich auf die Erde und küßte meine Füße. Dann überschüttete sie mich mit Dankesworten. Sie bat um die Erlaubniß, ihr ganzes Leben lang dem weißen Engel aus dem Paradiese dienen zu dürfen.

Von nun an blieb Asra bei der Tante, der sie bei den häuslichen Verrichtungen half.

In der ersten Zeit beachtete ich die kleine Fremde nicht weiter. Aber eines Abends, als ich an dem geöffneten Fenster saß und schrieb, hörte ich eine schöne, frische Stimme eine morgendliche Romanze singen. Ich zog die Jalousien auf und schaute in den Garten hinab.

Dort saß Asra unter der Eplomone und eroberte einen Strauß aus rothen Nelken und weißen Narzissen. Sie sang, ohne zu ahnen, daß Jemand sie beobachtete. Ihre Stimme war ungewöhnlich entwickelt für ihr Alter. Tief, farbenreich, schmelzend, jählich.

Die Musik war mir stets die liebste Zerstreuung gewesen, deswegen bekam ich Lust, Asra's musikalische Erziehung zu übernehmen. Sie kannte mehrere Noten noch Buchstaben, und mein Vorschlag wurde mit Stöhnen und Jubel angenommen.

Zwei Jahre lang war Asra meine geliebte Schülerin. Wir lasen, spielten und sangen miteinander. Aber es kam mir auch nicht einen Augenblick in den Sinn, daß dies tägliche Zusammenarbeiten für ihren oder meinen Seelenfrieden gefährlich werden könne. Sie war ja nur ein Kind.

Eines Tages hörte ich zufällig, wie die Tante ihr Vorwürfe machte, daß sie die Lust zu größeren Arbeiten verlorne habe. Sie wolle nichts mehr thun, als lesen, musizieren und Blumen pflügen. „Du traummst wohl davon, Omalise im Harem des Sultans zu werden?“ fragte die Alte höhrend.

Asra fing an zu weinen und flehte die Tante an, sie nicht aus dem Hause zu jagen. Sie würde an dem Tage sterben, an dem man sie von ihrem Herrn trennte, versicherte sie unter leidenschaftlichem Schluchzen.

An jenem Abend fiel es mir zum ersten Male auf, daß Asra schon war. Sie sahblet jetzt fünfzehn, war aber körperlich so entwickelt, wie eine Nordländerin von zwanzig Jahren. Ihre Phantasie bewegte sich unablässig in einer Welt, die durch tausendstimmige, in Rosen verleihte Nachtigallen behelert war, in Märchen, von der heiseren Liebe handelten, welche, wenn sie erwidert ward, die höchste Seligkeit brachte, unbefriedigt aber den Tod zur Folge hatte.

Ihre Dankbarkeit gegen mich, der sie aus ihrem freudlosen Heim befreit hatte, kannte keine Grenzen. Sie gab ihren romantischen Gefühlen in so glühenden Worten und Bildern Ausdruck, daß sie unwillkürlich Eindruck auf mich machen mußten. Ihr ganzes Wesen war gleichsam ein harter Wohlgeruch, der mich allmählich betäubte, bezauberte, eine Opium, daß das Gehirn umnebelte und meine Seele in die schönsten Träume wegte.

Eines Tages kam ein heimliches Kriegesgeschick nach Konstantinopel. Einer der Prinzen unseres Herrscherhauses war an Bord, und aus dieser Veranstaltung veranlaßte der Sultan, die fremden Gesandten und mehrere Paschas eine Reihe glänzender Festlichkeiten.

Einmal Nachts lebte ich spät beim. Es hatte ein großer Ball bei dem Prinzen stattgefunden, und man hatte auf Tod getanzt.

Als ich die Gartentür öffnete, sah ich, wie sich eine Gestalt vor der Marmorwand am Springbrunnen erhob und mir entgegenkam.

Es war Asra. Die Hand, die sie mir entgegenstreckte, zitterte.

„Was ist geschehen?“ fragte ich verwundert, „weßhalb kiffst du so spät?“

„Ich habe das Schiff da draußen gesehen,“ erwiderte sie, „ich habe die Nacht gehört. Und mir ward so bekommen zu Muthe, so traurig.“

„Aber weßhalb denn?“

„Jora, hat mir erzählt, daß eure Frauen nicht allein tanzen, so wie wir, sondern —“

„Aber weßhalb denn?“

„Sie lassen sich von den Armen der Männer umschlingen, und dann schreien sie umher wie die Insekten.“

„Freilich thun sie das, aber was hat das zu sagen?“

„Sie zeigen sich fremden Männern unverkleidet, und dann tragen sie so wunderliche Kleider, die in der Taille fest anliegen. Als ich daran dachte, daß mein Herr jetzt mit diesen Frauen tanzt, da brannte es mir hier wie Feuer in der Brust, und ich zitterte am ganzen Leibe.“

Asras dunkle Augen funkelten gleich den Sternen am nächtlichen Himmel. Ihr heiserer Mund, der roth glühte wie ein reifer Granatapfel, war halb geöffnet. Und in ihrem losen morgenländischen Gewande war sie weit schöner als alle Frauen, denen ich auf dem Schiff vorgefellt war.

Asra war eifersüchtig auf die Gesellschaft, die mich ihr fern gehalten hatte. Und diese Eifersucht belumdete sie auf die räuberische Weise. Sie äußerte keine Vorwürfe, gab nur ihrer Angst Ausdruck, daß sie zurückziehen würde im Vergleich mit diesen wunderlichen Wesen, die sich unverkleidet zeigten, sich beim Tanze von fremden Männern umschlingen ließen und deren Kleider in der Taille fest anlagen. Aber der Vergleiche fiel nur zum Vortheil für sie aus.

Was ich ihr gesagt habe, weiß ich nicht, aber seit jener Nacht begann ein neues Leben für Asra und für mich. Und als die Sonne über den Bosphorus aufging, sahen wir noch unter der Eplomone sitzen und auf das Meer hinanscharren. Und dort würde sie sitzen, bis ich käme, um sie zu holen.

Einige englische Frauen hatten eine Schule errichtet. Sie wollten türkische Frauen zu irgend einem praktischen Gewerbe ausbilden.

Ich dachte, diese Schule müsse für Asra haben. So schrieb ich denn an den englischen Konsul, dessen Frau im Vorhand war, und empfahl Asra seiner besonderen Fürsorge. Sie selber schien sehr erfreut darüber zu sein. Sie bereitete sich vor, ihres Herrn würdig zu werden, schrieb sie mir.

Drei Jahre verstrichen, ohne daß ich so recht wußte, was ich eigentlich wollte. Ich war zwei Jahre in der Heimath und kam dann nach Wien. Hier gewann endlich die Vernunft die Oberhand. Ich schrieb an Asra, die Verhältnisse machten eine Ehe zwischen uns zu einer vollen Unmöglichkeit, und ich schloß meinen Brief mit trübsamen Ermahnungen, die einem Schullehrer, der an seine Schülerin schreibt, alle Ehre gemacht haben würden.

Jetzt meinte ich, hätte ich mich als charakterlosesten Mann gezeigt. Ich war ganz stolz über mich. In dem jugendlichen Alter, in dem ich damals stand, verweilte man ja leicht Herzeshärte und Gewissenlosigkeit mit Festigkeit und Mäßigkeit.

Ein Antwort auf diesen Brief habe ich niemals erhalten. Drei Monate später aber schrieb mir der englische Konsul, das junge Mädchen, das ich seiner Fürsorge so warm empfohlen habe, sei erkrankt. Der Arzt konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, was es sei. Er meinte, die Seele verzehre den Körper. Das Ende selte nahe bevor.

Am nächsten Tage befand ich mich auf dem Wege nach Konstantinopel. Asra mußte gerettet werden! Tausend Pläne streuten sich in meinem Gehirn. Ich wollte meine diplomatische Karriere aufgeben, wollte mich um irgend eine Anstellung in der Heimath bemühen.

Nein, ich wollte mich im Orient niederlassen und einen praktischen Beruf ergreifen. Ich wollte mich mit Asra verheirathen und auf die ganze übrige Welt verzichten.

Wahrscheinlich ist nur an meinen eigenen Vortheil und an meine Familie gedacht. Welches Recht hatte ich aber, das Glück eines anderen Wesens aus eitlem Neid zu vernichten? — Diese Vernunft war nichts als eine seltsame Entschuldigungs für einen niederrichtigen Verrath! Und weßhalb sollte ich es überhaupt thun? Hatte ich in diesen drei Jahren nicht erfahren, daß ohne sie das Leben freudlos und einsam war? Ich hatte sie heimlich hintergangen, während sie nur für mich lebte.

Wie endlos lang diese Reise war! Die Eisenbahnverbindung zwischen Konstantinopel und Budapest war noch nicht fertig, ich mußte von Triest aus mit dem Dampfer fahren. Wir war zu Mathe, als hätte ich jahrelang in einem dunklen Kerker gesessen und würde nun meiner Befreiung entgegen. Der leichte Tag, die Sonne, die frische Luft, die Freiheit, das Glück — das alles, alles lag für mich in dem einen Namen: Asra!

Als ich dann endlich das Ziel meiner Reise erreichte, weite sie nicht mehr unter den Lebenden.

Lange sah er schweigend da, übermüthig von schmerzlichen Erinnerungen.

So kam der Dampfer herein, um Licht anzuzünden. Ich sah, daß das Antlitz meines Landsmanns bleich war, in seinen Augen schimmerten Thränen.

Er hand auf und reichte mir die Hand zum Abschied. „Vergeßen Sie, daß ich Ihre Mühsal so mißbraucht habe!“ sagte er. „Aber es thut einem wohl, wenn man einmal einem Menschen triff, dem man sich so zeigen kann, wie man ist — ohne Maske.“ Damit verbeugte er sich und schlief die Thür hinter sich.

Ich habe ihn nie wiedergesehen. Das

können. Ich versprach ihr, sie niemals zu vergessen, und dann ging ich an Bord, ohne Abschied von ihr zu nehmen.

Das war allerdings eine seltsame, herzlose Pflicht. Und als sich das Schiff in Bewegung setzte, beruhte ich schon, was ich gethan hatte. Ich entsinne mich des Ganzen noch so deutlich, als sei es erst gestern geschehen.

Die Sonne verankert hinter der goldenen Kuppel der Marmorbrücke. Sie lächelte wehmüthig wie ein bekanntes Gesicht, das mich zurückwinkte. Eine aus seinem Goldrand gebildete Wolke senkte sich auf die Stadt herab. Die Thürme und Minarets stammten auf wie mächtige Fackelbrände. Das Meer leuchtete wie flüssiges Gold, von dem sich schneeweiße und blutrothe Flecke abhoben. Das waren die weißen Turbane und rothen Hosen, die sich im Wasser abspiegelten.

Ich stand an den Rand des Schiffes geküßt und starrte zurück. Das Gold und der Glanz und der Purpur verschwanden. Es verschmolz Alles zu einer blaugrauen, unbestimmten Nebelmasse.

Schließlich sah ich nichts mehr als ein bleiches Antlitz mit zwei brennenden, thränenreicher Augen.

Ich hatte sie schreien gelebt, und ich erhielt häufig Briefe. Niemals aber enthielten diese Briefe eine Klage darüber, daß ich ohne Abschied von ihr gegangen war. Sie erzählte mir, daß sie den halben Tag auf der Bank unter der Eplomone saß und auf das Meer hinanscharren. Und dort würde sie sitzen, bis ich käme, um sie zu holen.

Einige englische Frauen hatten eine Schule errichtet. Sie wollten türkische Frauen zu irgend einem praktischen Gewerbe ausbilden.

Ich dachte, diese Schule müsse für Asra haben. So schrieb ich denn an den englischen Konsul, dessen Frau im Vorhand war, und empfahl Asra seiner besonderen Fürsorge. Sie selber schien sehr erfreut darüber zu sein. Sie bereitete sich vor, ihres Herrn würdig zu werden, schrieb sie mir.

Drei Jahre verstrichen, ohne daß ich so recht wußte, was ich eigentlich wollte. Ich war zwei Jahre in der Heimath und kam dann nach Wien. Hier gewann endlich die Vernunft die Oberhand. Ich schrieb an Asra, die Verhältnisse machten eine Ehe zwischen uns zu einer vollen Unmöglichkeit, und ich schloß meinen Brief mit trübsamen Ermahnungen, die einem Schullehrer, der an seine Schülerin schreibt, alle Ehre gemacht haben würden.

Jetzt meinte ich, hätte ich mich als charakterlosesten Mann gezeigt. Ich war ganz stolz über mich. In dem jugendlichen Alter, in dem ich damals stand, verweilte man ja leicht Herzeshärte und Gewissenlosigkeit mit Festigkeit und Mäßigkeit.

Ein Antwort auf diesen Brief habe ich niemals erhalten. Drei Monate später aber schrieb mir der englische Konsul, das junge Mädchen, das ich seiner Fürsorge so warm empfohlen habe, sei erkrankt. Der Arzt konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, was es sei. Er meinte, die Seele verzehre den Körper. Das Ende selte nahe bevor.

Am nächsten Tage befand ich mich auf dem Wege nach Konstantinopel. Asra mußte gerettet werden! Tausend Pläne streuten sich in meinem Gehirn. Ich wollte meine diplomatische Karriere aufgeben, wollte mich um irgend eine Anstellung in der Heimath bemühen.

Nein, ich wollte mich im Orient niederlassen und einen praktischen Beruf ergreifen. Ich wollte mich mit Asra verheirathen und auf die ganze übrige Welt verzichten.

Wahrscheinlich ist nur an meinen eigenen Vortheil und an meine Familie gedacht. Welches Recht hatte ich aber, das Glück eines anderen Wesens aus eitlem Neid zu vernichten? — Diese Vernunft war nichts als eine seltsame Entschuldigungs für einen niederrichtigen Verrath! Und weßhalb sollte ich es überhaupt thun? Hatte ich in diesen drei Jahren nicht erfahren, daß ohne sie das Leben freudlos und einsam war? Ich hatte sie heimlich hintergangen, während sie nur für mich lebte.

Wie endlos lang diese Reise war! Die Eisenbahnverbindung zwischen Konstantinopel und Budapest war noch nicht fertig, ich mußte von Triest aus mit dem Dampfer fahren. Wir war zu Mathe, als hätte ich jahrelang in einem dunklen Kerker gesessen und würde nun meiner Befreiung entgegen. Der leichte Tag, die Sonne, die frische Luft, die Freiheit, das Glück — das alles, alles lag für mich in dem einen Namen: Asra!

Als ich dann endlich das Ziel meiner Reise erreichte, weite sie nicht mehr unter den Lebenden.

Lange sah er schweigend da, übermüthig von schmerzlichen Erinnerungen.

So kam der Dampfer herein, um Licht anzuzünden. Ich sah, daß das Antlitz meines Landsmanns bleich war, in seinen Augen schimmerten Thränen.

Er hand auf und reichte mir die Hand zum Abschied. „Vergeßen Sie, daß ich Ihre Mühsal so mißbraucht habe!“ sagte er. „Aber es thut einem wohl, wenn man einmal einem Menschen triff, dem man sich so zeigen kann, wie man ist — ohne Maske.“ Damit verbeugte er sich und schlief die Thür hinter sich.

Ich habe ihn nie wiedergesehen. Das

Schiff, das ihn nach Washington führen sollte, ist verholten.

Man fand später auf den Aoren ein Wrack, das man für die Leberreife des englischen Dampfers hielt. Von den Passagieren aber hörte man nichts.

Später hat er ein eigenartiges Bild vor meiner Seele gefaßt; auf tiefem Meeresgrunde die Marmorbrücke eines jungen Mädchens, fest untlammert von dem harten Leichnam eines Mannes.

Georg Reichsfreiherr von Derfflinger.

In seinem 40. Lebensjahre.

Derfflinger — der alte Derfflinger, wie ihn Friedrich der Große genannt hat — ist eine echt brandenburgische Gestalt, die Verkörperung des märkischen Selbstbewußtseins in jener Volkstümlichkeit, wie sie nur wenig bevorzugten Naturen zu Theil geworden ist. Und dieser Mann, welchen man in Versailles ebenfalls fürchtete wie in Stockholm, welcher die Franzosen nicht minder zu Paaren trieb, wie die damals fast noch mehr gefürchteten Schweden: er war ein armer Schneidergesell, welcher, Jäzira, Radel und Schere im Munde, durch die Hände zog, um sich kümmerlich das tägliche Brod zu verdienen.

Die Geschichte ist bekannt, wie er dann kam, dem Beruf zu entsagen und sich einem andern zu wählen, welcher ihm Ruhm und Ehre in fast noch nie gekennener Art verschaffen sollte. Er befand sich auf dem Wege nach Berlin und wollte sich eben bei Langermünde über die Elbe setzen lassen. Weil er aber kein Geld besaß, um den Fährlohn zu bezahlen, verweigerte man ihm diesen Dienst. Da sah er, daß junge Leute, welche soden für den Kriegsdienst geworden waren, die Verquickung freier Lebensart genossen. Das nahm ihn so für den Kriegerhand an, daß er sich von der Stelle fort gleichfalls anwerben ließ. Die Folge hat dann gelebt, eine wie glückliche Wahl er mit diesem seinem neuen Beruf getroffen. Uebrigens verweilte die Geschichtsforschung diesen Befall in das Gebiet der Sage. Zum Mindesten soll er sich nicht auf märkischen Boden abgespielt haben, sondern allenfalls in Böhmen, wo sich die Spuren von Derfflinger's erten Waffenthaten denn auch historisch nachweisen lassen.

Zuerst fand er in schwedischen Diensten. Als aber Gustav Adolph bei Lützen den Heldentod gefunden, sagte sich Derfflinger von den Fahnen Schwedens los und trat in den brandenburgischen Dienst.

Welche Heldenthaten er hier vollbrachte, wie er, nicht minder geküßt im Rathschlag und Plan, seinem neuen Vaterlande nie zu vergehende Dienste geleistet — das ist Sache der Geschichte, und steht in jedem Lehrbuche derselben verzeichnet. Aber gleichwohl war Derfflinger eine Natur, welche sich auch des Friedens und seiner Segnungen innig zu freuen im Stande war. Auf seinem Worte Gufow in der Wart schaltete und waltete er recht und schlecht wie ein Gutsbesitzer. Der Mann, welcher heimathlos umherirrt durch die Lande, welcher niemals hoffen gedurft, daß er je „einen Ar oder einen Dalm“ sein Eigen nennen würde, er zeigte mit einem Male eine Begabung für die Landwirthschaft und eine Thätigkeit in derselben, welche Jeden billig in Erstaunen setzen mußten. Ebenso der Umstand, daß er sich mit dem alten Holze, begüterten märkischen Adel auf einen so guten Fuß zu stellen wußte.

Schon durch seine erste Gattin, eine geborene von Schaplow, war er zu den ältesten Familien in derwundtschaftliche Beziehungen getreten. Als diese farb, verheirathete er sich mit einem Fräulein von Beeren, gleichfalls aus einem altadligen und sehr angeesehenen Geschlechte. Und beide Male genoss er in der Ehe ein ungehörtes, inniges Familienglück. Dazu kam, daß er sich andauernd in besserer Vermögenslage befand. Schon als er in die brandenburgischen Dienste trat, erwarb er sich durch geordneter Verhältnisse und eines Wohlstandes, welcher ihm jede Bezaglichkeit des Lebens verweigerte. Und er verstand Haus zu halten mit seiner Gabe; der von der Pile an dienende Krieger hatte in den Tagen der Noth und der Trübsal den Werth des Geldes genugsam kennen und schätzen gelernt. Als ihn der Große Kurfürst für seine Dienste gewinnen wollte, gelang es diesem erst nach manchen Unterhandlungen und nachdem er ihm ein Einkommen zugesichert, welches für die damaligen Verhältnisse überaus ansehnlich genannt werden muß.

Bisher war Derfflinger, obwohl er als Feldmarschall eine so hohe Stellung einnahm, immer noch bürgerlichen Namens gewesen. Das Aufsteigen seines Heeres und die Erhaltung seiner politischen Macht, welche er nicht zum Mindesten diesem thätigen Kriegerführer zu danken hatte, veranlaßten den Großen Kurfürsten endlich im Jahre 1674, für ihn von Kaiser Leopold die Würde eines Reichsfreiherrn zu erbitten: „In Erwägung, daß derselbe von Jugend an Profession von einem Soldaten gemacht und noch der geringsten bis zu der höchsten Stufen der Ehre durch eigene Meriten und rühmliches Verhalten erlangt.“ Das kaiserliche Diplom wurde in Wien auch unermühtlich ausgefertigt; das darin aufgenommene Wappen stellte mit einem Jaspas zum davor, welches Derfflinger schon früher in seinem Siegel geführt, nämlich das der

alten schlesischen, jetzt ausgehörbenen Familie von Derfflinger, von deren Seite kein Einspruch darüber kund geworden.

Während der Zeit machte sich aber dennoch das Alter bei dem alten Hahnbein bemerkbar und es verlangte ihn darnach, sich von den Strapazen eines langen kriegerischen Lebens auszurufen. In diesem Sinne bat er wiederholt, der Große Kurfürst möge ihn aus seinen dienstlichen Verhältnissen entlassen. Es geschah endlich nach vielen Unterhandlungen; aber auch jetzt blieben ihm noch die wichtigsten Aemter und Würden, die Statthalterchaft von Hinterpommern und Kamlin, die allgemeine Aufsicht über die wichtigsten Festungen, der Oberbefehl über alle kurfürstlichen Truppen, die Wirksamkeit als Oberbefehlender Kriegsrath.

Bei Hofe ebenso beliebt wie im Volke, hatte er seiner geringen Herkunft wegen doch mancherlei Anfeindungen zu bestehen. Aber er schämte sich derselben niemals, sondern bekannte sich offen und sogar mit Stolz zu ihr.

Als ein französischer Gesandter einst die Unberühmtheit hatte, den Kurfürsten bei der Tafel zu fragen, ob es wahr sei, daß er einen General habe, der ein Schneider gewesen, trat Derfflinger, die Antwort gar nicht abwartend, freudig auf, und stammende Worte aus: „Hier ist der Mann, von dem das gesagt wird: hier aber —“ und dabei schlug er auf seinen Degen — „ist auch die Elle, mit der ich jeden Hundesfell nach der Länge und Breite messe!“ Ein allgemeines Staunen und langes Stillstehen der Anwesenden vollendete die Verächtlichkeit des ungeschickten Diplomaten, der sich seitdem hütete, den tabulären Händeln auf solche Weise herauszufordern.

Derfflinger verschied am 4. Februar 1695 zu Gufow inmitten einer reichen Nachkommenschaft. Sein Name starb zwar schon mit seinen Söhnen aus, aber durch seine Tochter wurde er der Ahnherren der vornehmsten Familien des deutschen Nordens. Zumal in den Aehren der Fürsten von Schönburg und Reuß, der Grafen von Stolberg-Wernigerode, von Haugwitz und Podewils, deren von der Warmitz, Jieten, Wonnin und — Wismar steht das Blut dieses ehemaligen österreichischen Schneidergesellen, wie Varnhagen von Ense mit unüberlegbarer Darlegung der Thatfachen nachgewiesen hat.

Hierher gehört ein Vorfall, welchen Graf Haugwitz selber einmals Varnhagen von Ense mitgetheilt hat. Jener, bekanntlich Staatsminister unter König Friedrich II., empfing einen Auftrag in Betreff des Johanniter-Ordens; allein er lebte denkwürdig ab, weil er selbst kein Ritter dieses Ordens sei und darum wohl nicht auf für das Geschlecht dastehe. Der König meinte, es bedürfe ja nur eines Wortes, so würde Haugwitz aufgenommen sein. „Nein,“ erwiderte dieser, ein unüberwindliches Hinderniß steht entgegen, das der Majestät mit aller Ihrer Macht nicht heben können!“ — „Welches denn?“ fragte der Monarch. — „Ich komme von Derfflinger ab, ich habe einen bürgerlichen Ahnen, und diesen unauflöshlichen Fleck muß ich schon behalten.“ — „Wenn das ein Fleck ist,“ sagte der König, „so ist es der rühmlichste, den bestimmt viele Leute gern mit Ihnen theilen möchten!“

Ein Geheiß als Friedensstifter.

Von einem Besuche der Kirche in Tiefenbach in Bayern wird nachfolgende originelle Episode erzählt: In der Hall'schen Geheißwirtschaft kam es während einer Langweil zu einem Streit, der in einer Kauerer auszuarten drohte. Da benützte der Herr Wirth seinen — Geheiß als Friedensstifter, indem er diesen die Treppe hinauf führte und in den Saal ließ, wo der Hof sofort in drohendster Haltung mit gekenteten Hörnern ein lautes „Wah“ ausstieß. Alles war einen Moment über den neuen Geheiß sprachlos; als aber der Jued Geheiß's Kommen bekannt wurde, da löste sich die kritische Situation in eitel Fröhlichkeit und Friede auf. Wenn der Erfolg auf die erhitzen Gemüther jedweden der gleiche wäre, so hätte man das Heilmittel gegen Streit und Kaufhandel bei Langweilern u. s. w. in einem gekenteten, tabulär auftretenden Geheiß als friedlich gefunden.

Eine häßliche Zathre

theilte ein amerikanisches Blatt wie folgt mit: „Die Schaupten,“ sagte der finstere blickende Kauerer zu seiner Gefangenen, „daß sie die berühmte Sängerin Squalina sind! Gut, beneidet sie es und — Sie sind frei! Nimmer soll die Welt von mir behaupten, daß ich unglücklich gegen eine Primadonna sein konnte. Das wäre gegen allen Künstlergebrauch.“ — „Wie soll ich Ihnen beweisen daß ich wirklich —“ — „Natürlich durch Ihren Gesang!“ — „Was? Ich soll singen? Hier in diesem Gefängniß? Keine Feilheit, kein Applaus? Kein Pfennig in der Tasche? Niemals!“ — „Meine Herren,“ sagte darauf der Kauererhauptmann, „es ist klar, Madame ist wirklich das weisste sie sich ausspricht. Nehmt sie in die Nähe der nächsten Station und laßt sie frei.“

Kaiserliche Blätter.

Redaktion: „Was ist denn das für eine Schandhafte Missethat? Der Greiserglück ist doch keine Kunstausstellung!“